

Unverkäufliche Leseprobe



Herbert Schnädelbach
Was Philosophen wissen
und was man von ihnen lernen kann

237 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63360-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9761200>

Einleitung

Philosophie ist eine Kultur der Nachdenklichkeit; wir philosophieren, wenn wir über unsere Gedanken, Meinungen, Überzeugungen und Handlungen nachdenken, ihnen hinterherdenken und dabei grundsätzlich werden. Anlass dafür sind in der Regel plötzlich auftretende Unsicherheiten und Zweifel, ob es bei dem allen seine Richtigkeit hat und wie es zueinander passt. Theodor W. Adorno meinte einmal, als Kinder philosophierten wir alle, aber das würde uns später ausgetrieben. In der Tat passt das Innehalten und Sichbesinnen nicht zum Alltagsbetrieb und gilt vielen als pure Zeitverschwendung. Gleichwohl hat das philosophische Interesse in den letzten Jahrzehnten beständig zugenommen, was man an der Nachfrage nach Philosophieunterricht an Schulen, Universitäten und in der Erwachsenenbildung sowie an der Fülle philosophischer Einführungen auf dem Buchmarkt ablesen kann. Dabei scheint es nicht primär um Bildung oder Fachausbildung zu gehen, sondern um ein wachsendes Bedürfnis nach gedanklicher Orientierung im Bereich der Grundsätze unseres Denkens, Erkennens und Handelns. So lauten die einschlägigen Fragen: ‹Gibt es Wahrheit oder ist alles bloße Meinungssache?›, ‹Was ist Moral und warum sollte man moralisch sein?›, ‹Was ist Glück und wie kann man glücklich werden?›, ‹Wo verlaufen die Grenzen der Toleranz?›, um nur wenige Beispiele zu nennen. Ohne alle Menschen zu Philosophen machen zu wollen, kann man behaupten, dass alle nachdenklichen unter ihnen an solchen Fragen letztlich nicht vorbeikommen, wenn sie nur weit genug weiterdenken.¹

Dieses philosophische Interesse sollte aber nicht mit einem Interesse an der Philosophie als einem etablierten wissenschaftlichen Fach verwechselt werden. Sie präsentiert sich meist so, dass die Öffentlichkeit und auch die anderen Fach-

disziplinen gar nicht auf die Idee kommen, die Philosophen hätten überhaupt etwas zu unseren Grundsatzproblemen zu sagen. Ein drastisches Beispiel dafür ist die Debatte über die Willensfreiheit, die uns bestimmte Neurophysiologen gedrängt haben, wobei sie bei der Interpretation ihrer Forschungsergebnisse souverän ignorierten, was in der philosophischen Fachliteratur über Wille, Handlung oder Freiheit zu lesen gewesen wäre; sie blieben einfach bei ihren Common-Sense-Meinungen und erregten damit erhebliches Aufsehen. Von philosophischer Seite war dies nicht ganz unverschuldet, denn wenn man gemäß der Reduktion dieses Faches auf eine «Geisteswissenschaft» im historisch-hermeneutischen Sinn, die im 19. Jahrhundert einsetzte,² auf die Frage nach der Freiheit nur mehr mit Auskünften darüber aufwarten kann, was Kant, Hegel oder Schopenhauer dazu gesagt haben, muss man sich nicht wundern, wenn die Nachfragen ausbleiben.

Zugleich haben wir seit dem letzten Jahrhundert eine starke Verwissenschaftlichung unseres Faches erlebt. Bis in die Jahrhundertmitte wurde sie repräsentiert durch Großordinarien und Meisterdenker wie Martin Heidegger, Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Nicolai Hartmann, Paul Lorenzen oder Karl R. Popper, die in ihrer Person immer eine «ganze» Philosophie verkörperten und dann auch «Schulen» ausbildeten. Aber diese zerfielen schließlich, und zwar vor allem durch den Wandel in der Wissenschaftsförderung, die nicht mehr auf personenorientierte, sondern auf themenorientierte Projekte setzte; dies nötigte vor allem die jüngere Generation zu schulübergreifender Kooperation. So bildeten sich immer neue Zirkel, die nur durch immer weitergehende Spezialisierung davon zu überzeugen vermochten, dass auch sie die heißbegehrten Forschungsmittel wirklich verdienten; zugleich entstanden immer neue philosophische Spezialgesellschaften und Fachzeitschriften. Verstärkt wurde dieser Trend auch durch die ständig steigenden Anforderungen an die Qualifikation des wissenschaftlichen Personals; ange-

sichts der riesigen Konkurrenz muss man in einem bestimmten Teilgebiet der Philosophie exzellent ausgewiesen und möglichst noch international vernetzt sein, um eine Chance als Professor zu erhalten; für Universaldilettanten, als die viele ältere Kollegen heute von den jüngeren angesehen werden, ist da kein Platz mehr.

Ein Nebeneffekt dieser Entwicklung ist, dass die großen Kontroversen wie der sogenannte Positivismusstreit oder die Kriege gegen alles, was als marxistisch angesehen werden konnte, von der philosophischen Bühne verschwunden sind und nur noch in der nostalgischen Erinnerung der inzwischen Altgewordenen weiterleben. Heute existieren die verschiedenen philosophischen Biotope schieblich-friedlich nebeneinander; man bestellt jeweils den eigenen Garten und stößt sich nicht daran, dass von da nichts nach außen dringt. Wenn etwas dran ist an der These von der «Amerikanisierung» der Philosophie, dann ist es die Beobachtung, dass sich die Philosophie in Europa – durch fortgesetzte Verwissenschaftlichung – zu dem Orchideenfach zurückbildet, das sie in den USA immer schon war. In der Alten Welt war die Philosophie gerade auch der großen Denker immer auch eine Stimme im gesamt-kulturellen Diskurs gewesen; diese exoterische Rolle hat unser Fach weitgehend eingebüßt, denn es hat sich fast völlig in die Esoterik einer professionalisierten Fachdisziplin hineindrängen lassen, aus der wichtige Beiträge zu den großen Orientierungsproblemen der nachdenklichen Menschen nicht länger zu erwarten sind. Zudem ist die philosophische Exoterik längst ausgewandert in das Metier popularisierender Bestsellerautoren und Großliteraten, die in der Öffentlichkeit für die eigentlichen Philosophen gehalten werden.

Dabei handelt es sich allerdings nicht um ein einseitiges Verschulden «der» Philosophie, sondern um ein Dilemma. Dass das öffentliche philosophische Interesse und das Interesse an der Philosophie als Fachwissenschaft so weit auseinandergetreten sind, ist darauf zurückzuführen, dass wir in ei-

ner wissenschaftlich-technischen Welt leben, in der nur das Gehör findet, was solchen Standards auch genügt. Je stärker die Philosophie bemüht ist, dem zu entsprechen, umso mehr scheint sie dieses öffentliche Gehör gerade zu verlieren – aus Gründen der Verständlichkeit; die Übersetzung können höchstens kundige Wissenschaftsjournalisten übernehmen, die aber im philosophischen Bereich selten sind. Dieser Zwickmühle kann man freilich dadurch entgehen, dass man den Wissenschaftlichkeitsanspruch an die Philosophie ermäßigt oder ganz aufgibt, mit dem Ergebnis, dass die Grenzen zur Literatur verschwinden. Dann sind die großen Vorbilder Friedrich Nietzsche (1844–1900) und vor allem Martin Heidegger (1889–1976), der mit dem Verdikt «Die Wissenschaft denkt nicht» die Philosophie gegen die Wissenschaften auszuspielen versuchte, was in der Konsequenz bedeutet, dass sie aus dem Diskurs der Wissenschaftler ausscheidet. Vor allem französische Autoren sind dem gefolgt und haben auch im deutschen Sprachraum Nachahmer gefunden. Andererseits wurde gerade in Frankreich, aber auch in Italien die Universitätsphilosophie so sehr verwissenschaftlicht (im Sinne ihrer Reduktion auf die historisch-hermeneutischen «Geisteswissenschaften»), dass sie in ihren Ländern als nennenswerte kulturelle Kraft ausfällt.

Zu dieser Neutralisierung der Philosophie durch Verwissenschaftlichung hat vor allem die Legende beigetragen, dass Philosophie nach Hegel in Wahrheit nicht mehr möglich sei; sie wurde zunächst von der marxistisch geprägten Intelligenz verbreitet. Noch in den 1960er- und 1970er-Jahren musste man sich unter Intellektuellen rechtfertigen, wenn man sich für Philosophie interessierte, denn die schien doch durch die marxistische Gesellschaftstheorie endgültig abgelöst worden zu sein. Die Überzeugung, dass der rationale Kern all unserer Probleme letztlich in unseren sozialen Verhältnissen aufzusuchen sei, war außerordentlich verbreitet, und sie stellte die Philosophie generell unter Ideologieverdacht, wobei mit

«Ideologie» nicht nur irgendein Irrtum gemeint war, sondern gesellschaftlich notwendig falsches Bewusstsein. Für Marx und Engels galt Hegels Idealismus als «die» Philosophie überhaupt, somit als Gipfelpunkt, aber auch als Abschluss der Philosophiegeschichte, denn endlich sei doch klar geworden, dass nicht das Bewusstsein das Sein bestimmt, wie die Idealisten meinten, sondern dass umgekehrt das gesellschaftliche Sein im Sinn des materiellen Lebensprozesses der Menschen ihr Bewusstsein prägt. Von dem Grad, in dem diese Lehre damals unter Gebildeten für selbstverständlich gehalten wurde, kann man heute kaum mehr eine Vorstellung vermitteln, und dadurch, dass man insgeheim immer noch Hegels System als die einzig ernstzunehmende Form von Philosophie anerkannte, aber zugleich von seinem ideologischen Charakter überzeugt war, schien das Ende der Philosophie eine ausgemachte Sache zu sein. Was nach Marx noch als Philosophie weiterexistierte, konnte demzufolge ebenfalls nur bürgerliche Ideologie sein, deren Stunde längst geschlagen habe.

Auch viele nichtmarxistische Philosophen stimmten dieser These zu, weil sie ebenfalls am Maßstab hegelscher Systemansprüche festhielten, gleichzeitig aber von deren Unerfüllbarkeit überzeugt waren und daher vom Verfall, dem Scheitern oder dem Zusammenbruch von Philosophie überhaupt sprachen. «Große» Philosophie ist nicht mehr möglich, lautete die Devise, und sofern man sich nicht ohnehin in Philosophiegeschichte und Textphilologie zurückgezogen hatte, sondern dennoch mit dem Selbstdenken fortfahren wollte, flüchtete man sich ins Fragmentarische, Essayistische bis hin zur Selbstironie. Wenn als die spezifische Kompetenz der Philosophen die «Inkompetenzkompensationskompetenz»³ gilt, dann spürt man im Hintergrund die Resignation gegenüber den herkömmlichen grandiosen Ansprüchen an das Philosophieren und gleichzeitig die Trauer darüber, dass man ihnen «nach Hegel» nicht mehr gerecht werden könne. Damals war es üblich, dass die Philosophen mit ihrer Uneinigkeit koket-

tierten und sogar vom prinzipiell kontroversen Charakter von Philosophie die Rede war.⁴

Natürlich hatte es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Philosophie insgesamt meist als überholt galt, nicht an Versuchen gemangelt, sie als Wissenschaft zu rehabilitieren,⁵ aber die Resultate waren so unterschiedlich, dass schließlich der Eindruck entstand, dies habe den Dissens unter den Fachvertretern nur noch vergrößert. Da immer noch die Vorstellung verbreitet war, ein ordentlicher Professor müsse über ein System verfügen, das er selbst zureichend begründet habe, konnte man den Eindruck gewinnen, hierzulande gebe es so viele Philosophien wie Ordinariate.

Die deutschsprachige Rezeption der angelsächsischen Analytischen Philosophie, die seit den 1960er-Jahren zunächst in kleinen Zirkeln einsetzte, vermochte dann vor allem den jüngeren Fachvertretern bald ein neues disziplinäres Selbstbewusstsein zu verschaffen. Dazu trug wesentlich bei, dass es in diesem Bereich nicht auf personenbezogene Systembildung ankam, sondern auf strikte Problemorientierung, die die Diskussionsteilnehmer in einen gemeinsamen Lernprozess einband; dieser Stil blieb vorherrschend in der gesamten Analytischen Philosophie-Tradition und begründete ihre nachhaltige Attraktivität angesichts der immer noch dominierenden Ordinarienherrschaft. Neben der logischen und semantischen Sprachanalyse ist hier besonders die vom Wiener Kreis (Moritz Schlick, Rudolf Carnap, Otto Neurath, C.G. Hempel u. a.) begründete Analytische Wissenschaftstheorie zu nennen, deren Vertreter vor dem Nationalsozialismus fliehen mussten und vor allem in die USA emigrierten; von da kehrte sie, inzwischen mächtig verstärkt, nach 1945 auf den Kontinent zurück. Da sie ja als Theorie der Wissenschaften selbst schlechterdings nicht unwissenschaftlich sein konnte, war sie besonders geeignet, den jüngeren Philosophen den wissenschaftlichen Rücken zu stärken, und dementsprechend laut war die Nachfrage nach Wissenschaftstheorie. Hinzu

kam, dass gerade in der angelsächsischen Welt die spezifisch deutsche Skepsis gegenüber den Wissenschaftsansprüchen von Philosophie überhaupt gar nicht existiert hatte; Hegel und der Marxismus waren dort lange Zeit Terra incognita, sodass die einschüchternden Vergleiche mit der «ganz großen» Philosophie einfach entfielen.

Gleichwohl sind bei uns Bedenken, ob die Philosophie trotz ihres beträchtlichen kulturellen Prestiges wirklich wissenschaftlich sein könne, nicht verstummt. Man kann ihnen freilich entgegenhalten, dass ein einheitliches und universelles Kriterium der Wissenschaftlichkeit nicht existiert, sondern nur eine Mehrzahl von methodologischen Anforderungen, die in den verschiedenen Wissenschaften, und eben dann auch in der Philosophie, in unterschiedlicher Weise erfüllt werden.⁶ Aber über die Methoden hinaus möchte man doch gern wissen, ob die Philosophen, die sie befolgen, auch wirklich etwas wissen: Gelangen sie damit zu Ergebnissen, die den in den unumstrittenen Wissenschaften gültigen Standards genügen? Vielen erscheint die philosophische Tätigkeit vor allem als ein beständiges Problematisieren und Hinterfragen, das zu keinem natürlichen Ende kommt und zu einem unaufhörlichen Weiterdenken nötigt. Die Auskunft, der Sinn des Philosophiestudiums sei es zu begreifen, dass alles noch viel schwieriger sei, als man ursprünglich gedacht habe, und genau dann habe man doch auch etwas gelernt, ist sicher nicht ganz falsch, aber wenig geeignet als Motivation, sich wissenschaftlich mit philosophischen Fragen zu beschäftigen. Dann werden Autoren interessant, die von vornherein auf eindeutige Wissensansprüche verzichtet haben. Karl Jaspers verstand das Philosophieren als die Praxis der «Existenzerhellung» jenseits der Wissenschaften, und Martin Heidegger betrachtete die Frage als den besten Teil der Philosophie, weil nur sie geeignet sei, den Horizont des Seinsdenkens zu eröffnen, das im Gegenzug zu aller wissenschaftlichen Objektivierung dem Sein selbst gehört, indem es auf das Sein hört.⁷

Dieses Buch versucht anhand von Beispielen, die aus Kompetenzgründen primär aus der Theoretischen Philosophie ausgewählt wurden, zu zeigen, dass der Ausdruck *«philosophisches Wissen»* kein leeres Wort ist. In der Tat besteht die wissenschaftliche Philosophie aus sehr verschiedenen Teildisziplinen und im systematischen Bereich aus mehreren heterogenen Ansätzen und Programmen, zwischen denen eine fruchtbare Diskussion fast ausgeschlossen zu sein scheint. Verglichen freilich mit anderen Fächern steht die Philosophie hier gar nicht so schlecht da; man denke nur an die Psychologie, in der die meisten Fachvertreter sich nicht einmal darüber einig sind, was eigentlich ihr Gegenstand sei. Auch in der Mathematik tobte lange ein Glaubenskrieg zwischen Formalisten und Intuitionisten bei der Interpretation dessen, was Zahlen sind. Im Folgenden soll deutlich werden, dass die Philosophie über einen wenig umstrittenen Kernbestand philosophischen Wissens verfügt: Dies könnte dazu beitragen, das disziplinäre Selbstverständnis unseres Faches weiter zu klären, und dies vor allem im Hinblick auf die philosophische Lehre. In diesem Bereich, vor allem in den geltenden Studienordnungen, ist übrigens der Konsens darüber, was an elementarem Wissen in ein Grundstudium gehört, bemerkenswert ausgeprägt, und diese Tatsache mag man als Ermutigung nehmen, davon auszugehen, dass die Philosophen wirklich etwas wissen.

Wie in allen anderen Wissenschaften kann ein solcher Nachweis nicht bedeuten, dass es sich bei philosophischem Wissen um unumstößliche und jeden Zweifel a priori ausschließende Einsichten handelt; unser Wissen ist fehlbar, und dies kann sowohl an fehlender Begründbarkeit als auch am Scheitern unseres Wahrheitsanspruchs liegen. Dass wir etwas faktisch nicht begründen können, ist noch kein zureichender Grund, es für falsch zu halten; irgendjemand könnte ja die notwendigen Argumente nachliefern. Wenn man aber zeigen kann, dass etwas wirklich falsch ist, und zwar nicht nur aus

logischen Konsistenzgründen, sondern weil es anderem, bisher mit Gründen nicht bestrittenem Wissen widerspricht, ist dies auch Wissen; es ist dann im Raum \langle wahr oder falsch \rangle situiert, und so entspricht dem Nachweis des Falschseins eine negative Tatsache der Form \langle Es ist nicht der Fall, dass p \rangle , und die wird dann gewusst.

Der disziplinäre Wissensbestand, der in diesem Buch exemplarisch präsentiert werden soll, hat sich in der neueren Philosophiegeschichte im ständigen kritischen Dialog mit dem Tradierten herausgebildet. Ein solches Fundament einer jeden fruchtbaren Debattenkultur existiert auch in der Philosophie und macht sie, sofern die Philosophen nicht in den Bereich letztlich privater Weltanschauungen oder der Literatur auswandern, zu einer wissenschaftlichen Disziplin. Wie später im Einzelnen gezeigt werden soll, wird in der modernen erkenntnistheoretischen Diskussion niemand ernst genommen, der immer noch mit den Modellen \langle Subjekt–Objekt \rangle oder \langle Bewusstsein–Gegenstand \rangle operiert, in der Semantik Bedeutung und Gegenstand miteinander gleichsetzt, in metaphysischen Fragen das Sein für eine Eigenschaft von Gegenständen hält oder in der praktischen Philosophie Werte und Normen nicht auseinanderhalten kann. Entscheidend ist dabei das angemessene Verständnis des Wissensbegriffs. Die Skepsis gegenüber philosophischen Wissensansprüchen entstammt einem fundamentalistischen Vorurteil, nämlich der Meinung, nur was vollständig und zweifelsfrei begründet sei, dürfe man als Wissen ansehen, und solange dies nicht der Fall sei und nicht alle in allem übereinstimmten, könne auch in der Philosophie nicht von Wissen die Rede sein.⁸ Das cartesianische Systemideal, das das philosophische Selbstverständnis bis weit ins 20. Jahrhundert dominierte, erweist sich im Rückblick als der Ursprung völlig überzogener Wissensansprüche, die geeignet sind, die Philosophierenden in die Resignation zu treiben. In den einzelnen Wissenschaften kommt so etwas gar nicht vor; dort ist akzeptiert, dass unser Wissen

fehlbar ist, dass damit zu rechnen ist, dass wir uns geirrt haben könnten, und dass Irrtümer einzusehen auch einen Wissensfortschritt beinhaltet.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de